

Erinnerungen

## **Ich bin ein Dachbacher Flüchtlingskind**

Von Wolfgang Michal

Als ich auf die Welt kam, war das Schlimmste schon vorbei. Denn mit meiner Geburt im ehemaligen Milchhäuschen beim „Booochlechner“ am Marktplatz 19, gleich neben dem Reisigbach, begann das deutsche Wirtschaftswunder. Vier Wochen zuvor, im Januar 1954, waren meine Eltern, die etwas beengt in zwei Zimmern „beim Erbel“ in der Hinteren Gasse gewohnt hatten, auf dem Lechner-Hof eingezogen, weil der Vormieter, Dr. Walter Knevelkamp, seine Arzt-Praxis in ein größeres Haus Am Oberen Dorfplatz verlegte. Zum Einzug hatte mein Vater eine dieser neuen Fernsehtruhen von Grundig gekauft. Er wollte, dass es meiner Mutter nicht zu langweilig mit mir wird – und außerdem stand ja die Fußball-Weltmeisterschaft an.

So lag ich am 4. Juli friedlich in meinem Kinderwagen und trank die frische Kuhmilch vom Booochlechner (zwei Liter pro Tag waren im monatlichen Mietpreis von 30 Mark enthalten), während draußen auf dem Marktplatz die Nachbarn auf Stühlen und Bänken hintereinander gestaffelt saßen wie im Stadion. Von ihren Tribünen-Plätzen aus schauten sie gespannt durch das offene Fenster auf den Fernsehapparat in unserer Wohnung. Und als Rahn in der 84. Minute („Rahn müsste schießen!!!“) das 3:2 schoss, war die Flüchtlingsfrage praktisch vergessen. Naja, vielleicht nicht ganz, aber dazu komme ich noch.

### ***Meine unbeschwerte Kindheit***

Bis zu meinem achten Lebensjahr war ich mit Leib und Seele Dachbacher. Ich erinnere mich gern an diese Kindheit. Direkt vor meiner Nase fand jedes Jahr die „Kerwa“ auf dem Marktplatz statt, mit Ketten-Karussell, Schießbude und Schiffschaukel, auf der sich die Burschen überschlugen, ohne dass ihre Elvis-Tollen die Fassung verloren. Beim Burkl um die Ecke holte ich mir für 20 Pfennig das berühmte quaderförmige Steckerles-Eis von Schöllner, an der Wand vor der Außentreppe hingen Kaugummi- und PEZ-Automat, und beim Bäcker Weyermann gab es den besten Käsekuchen der Welt. Nachmittags spielte ich oft auf dem Bauernhof meines Freundes Herbert in der Neustädter Straße, wo wir den Schweinen das Futter wegfraßen, vom oberen Scheunenboden in die Heuballen sprangen oder Stecknadelkopf-Fischchen aus der Aisch fischten und sie in kleinen Becken im Ufersand hielten. Manchmal versteckten wir uns auch in den schaurigen Kartoffelkellern am Galgenberg, bauten Dämme im Reisigbach oder spielten Eishockey auf den überschwemmten und zugefrorenen Wiesen rund um das Wasserschloss. Im Sommer schleppten wir schwere Stoffbeutel mit uns herum, in denen sich Schusser aus Ton und bunte Glas-Gaggser befanden, mit denen wir gegen unsere Freunde antraten, um noch mehr Schusser und Gaggser einsacken zu können. Ich erinnere mich auch an

die Diakonissentracht der Kindergartenschwestern, an ihre mächtigen weißen Hauben und an die Ausflüge, bei denen sich die Kinder links und rechts an den Schlaufen eines langen Seils festhalten mussten. Der Weg führte uns meist an der Backstube von Weyermann vorbei, wo die Fenster offen standen und allerlei Wohlgerüche herausströmten. Viele solche Gerüche habe ich noch heute in der Nase: den Geruch der frisch geschnittenen Baumstämme in der Sägemühle, den würzigen Tabak der Overstolz- und Ernte 23-Zigaretten, die ich meiner Tante heimlich in der Bahnhofsgaststätte besorgen musste, den Benzingeruch der knatternden, über und über mit Dreck bespritzten Zündapp- und DKW-Motorräder, die bei den Gelände- und Geschicklichkeitsrennen des MSC Aischgrund von den Fahrern durch den Morast bugsiert wurden (mein Vater fuhr eine BMW mit Seitenwagen).

Ich erinnere mich auch noch daran, dass ich ständig aufgeschlagene Knie hatte, weil ich immer irgendwo reinfiel, runter fiel oder hinfiel. Die kurzen Lederhosen hielten zwar viel aus, aber die Knie schützten sie nicht. Unvergessen ist auch der brennende Schmerz, wenn das Jod zur Desinfektion auf die Schürfwunden geträufelt wurde und das bräunliche Blut-Jod-Gemisch kurz „aufkochte“. Das bleibt im Gedächtnis wie der Geschmack von Lebertran. Jeden Abend eine halbe Verschlusskappe voll vor dem Betthupferl. Andere ekelten sich, mir schmeckte es.

In der Küche im ehemaligen Milchhäuschen habe ich meine Hausaufgaben gemacht, und in der Volksschule am Kirchplatz brachte uns Oberlehrer Schmer mit einem Haus voller Buchstaben das Lesen bei. Da wohnte der „große Lippenplatzer“ (das P) schräg über dem kleinen Gaumenschnalzer (dem g), der sich heftig über den Lärm seines Nachbarn beschwerte. An dieser tollen Schule habe ich im Sommer 1962 mein bestes Zeugnis erhalten: lauter Einsen. Vielleicht lag das daran, dass die Kinder von Vertriebenen zu besonderer Strebsamkeit angehalten wurden, oder daran, dass in der Zwergschule von Dachsbad vier Klassen gleichzeitig unterrichtet wurden: Arbeitete eine Klasse mit dem Lehrer, konnten die Kinder der anderen Klassen still zuhören, Aufgaben rechnen oder vor sich hin träumen.

Hin und wieder ging meine Mutter „hutzen“, nach Oberhöchstädt zu Tante Resi oder zu Emmy und Karl, um ein paar Neuigkeiten zu erfahren. Ob letztere auch Vertriebene waren, weiß ich nicht mehr, ich erinnere nur, dass der Karl oft auf der Couch lag und rauchte, während der Aschenbecher auf seinem kugelrunden Bauch stand.

Dachsbad war für mich ein Abenteuerspielplatz, eine heile Kinderwelt. Warum ich dort nicht, wie alle meine Freunde, in die Marienkirche ging, sondern am Sonntag in aller Herrgottsfrühe mit dem Bus nach Uehlfeld fahren musste, um in einer Baracke die Beichte abzulegen, wurde mir nicht bewusst. Ich wusste nicht, dass ich als Flüchtlingskind in einer Diaspora lebte, weil meine Eltern aus einer tiefkatholischen Gegend stammten, während die Einheimischen in Mittelfranken evangelisch waren. Meine Eltern haben mir das nie erklärt. Es war halt so. Vielleicht wollten sie ihre Kinder mit diesen kulturellen Unterschieden nicht belasten.

Über die Vertreibung haben sie nichts erzählt. Ich erinnere mich auch nicht, als Flüchtlingskind von den Einheimischen „anders“ behandelt worden zu sein. Erst spät

habe ich die Geschichte meiner Vorfahren zur Kenntnis genommen. Und dabei manches erfahren, was den Kindern aus übergroßer Fürsorglichkeit vorenthalten wurde.

### ***Die Vertreibung meiner Eltern***

Die Familie meines Vaters wurde im Frühjahr 1946 aus ihrer Heimat, dem westböhmisches Städtchen Mies, vertrieben. Bis 1918 hatte Mies zu Österreich-Ungarn gehört, ab 1918 zur Tschechoslowakei, nach 1938 zum Deutschen Reich und ab 1945 wieder zur Tschechoslowakei. Wegen dieses dauernden Hin und Hers wollten die Tschechen endlich einmal unter sich sein.

Als mein Vater - wie Millionen andere - seinen Geburtsort verlassen musste, durfte er gerade einmal 20 Kilogramm Gepäck mitnehmen, wovon ihm die Hälfte im Sammellager, einer ehemaligen Kaserne, wieder abgenommen wurde. Seine Geige und sein Schifferklavier hatte er in ein Federbett eingenäht, um sie heil über die Grenze zu „schmuggeln“. Gekennzeichnet mit weißen Armbinden, auf denen ein N (für Nemeč = Deutscher) aufgenäht war, wurden die Menschen am Bahnhof in ungeheizte Viehwaggons verladen: je 30 Menschen plus Gepäck in einen Waggon, 40 Waggons bildeten einen Zug. So kamen sie über Eger in den Westen.

Nach der Registrierung, der „Entlausung“ und den medizinischen Untersuchungen im Grenzdurchgangslager der US-Armee fuhr der Zug weiter nach Marburg an der Lahn. Doch das dortige Sammellager - errichtet für maximal 5000 Personen - war bereits mit 15.000 Flüchtlingen überfüllt. Also mussten die Menschen wieder zurück in den Zug und fuhren nach Neustadt an der Aisch, wo sich eines der 13 bayerischen Regierungslager befand. In Neustadt war gerade Kerwa (Kirchweih), was meinem Onkel Siegfried, der damals acht Jahre alt war, noch lebhaft in Erinnerung ist. Vier Wochen waren die Familien in Neustadt in einer alten Volksschule untergebracht, dann wurden sie von einem Flüchtlingskommissar auf die Dörfer verteilt. Meine Großeltern kamen mit vier ihrer sechs Kinder (zwei waren bereits erwachsen) nach Oberhöchstädt. Dort wurden sie auf dem Hof des Bauern Friedrich Dollinger abgeladen.

Die Familie meiner Mutter stammte aus Kriegern, einem 2.500-Seelen-Dorf im Saazer Hopfenland, ungefähr 70 Kilometer nördlich von Mies. Es gab mehrere Ziegeleien, eine Bürgerschule und eine Schillerwarte. Für meine Mutter, sie war 19, war die Vertreibung ein traumatisches Erlebnis, das sie fest in ihrem Inneren verschlossen hat. Hin und wieder brachen einzelne Bilder in ihr durch - sie redete dann über Soldaten, Züge und unbeschreibliche Zustände -, aber zusammenhängend erzählen konnte sie das Erlebte nicht. Kriegern war für sie das Paradies gewesen, in dem sie Gänse hütete und eine Banklehre machte. Ihr Vater arbeitete bei der tschechischen Bahn, ihr Großvater war Zieglermeister und Landwirt.

Als die Familie meiner Mutter am 26. Februar 1946 vertrieben wurde, waren meine Urgroßeltern bereits 76 Jahre alt. Sie mussten von heute auf morgen die Schlüssel

abgeben und wurden ins Lager Jechnitz gebracht, wo man ihnen die letzten 480 Reichsmark, die sie noch bei sich trugen, ebenfalls abnahm.

Am 20. März überquerten sie die Grenze nach Westen. Während meine Urgroßeltern und eine ihrer fünf Töchter zunächst in Bubenreuth blieben, fanden meine Großeltern Unterschlupf in Göttelhöf und Gerhardshofen, wo sie bei Hans Käßler am Marktplatz wohnten. Aus der Zwangseinquartierung wurde bald Freundschaft, meine Mutter, mein Bruder und ich waren dort oft zu Besuch.

Ähnlich wie meinen Eltern, Großeltern und Urgroßeltern erging es in den Jahren 1945 und 1946 zweieinhalb Millionen Sudetendeutschen. Der Beschluss zu ihrer „Aussiedlung“ war endgültig bei der Potsdamer Konferenz der Siegermächte im Sommer 1945 gefasst worden. Artikel VIII des Potsdamer Abkommens sah die ordnungsgemäße „Überführung der deutschen Bevölkerung oder Bestandteile derselben“ nach Westen vor. Auf der Grundlage dieses Artikels verfügte der damalige tschechoslowakische Staatspräsident Edvard Benes die millionenfache Enteignung, Ausbürgerung und Vertreibung der Sudetendeutschen.

Bereits kurz nach Kriegsende war es zu wilden Vertreibungen gekommen. Rund eine halbe Million Deutsche wurden regelrecht verjagt, viele wurden umgebracht oder kamen unter ungeklärten Umständen ums Leben. Anfang 1946 setzte dann die bürokratisch kontrollierte Massenvertreibung ein. Allein in Böhmen existierten 75 Sammellager, in denen die Transporte zusammengestellt wurden. Vom 19. Januar bis zum 1. November 1946 rollten 67.748 Waggons, beladen mit je 30 Personen, über die Grenze. Die meisten Flüchtlinge nahm Bayern auf. Dort schwoll die Einwohnerzahl innerhalb kurzer Zeit von sieben auf mehr als neun Millionen an. Wo sollte man diese Menschenmassen unterbringen? Wer würde die Hand ausstrecken und helfen?

### ***Ein schwieriger Anfang***

Meine Großeltern und ihre vier noch minderjährigen Kinder (mein Vater war gerade 16 geworden) saßen also im Frühjahr 1946 auf ihrem Flüchtlings-Gepäck im Hof des Oberhöchstädter Bauern Friedrich Dollinger und wurden nicht eingelassen. Der alte Dollinger hatte nichts übrig für die „Zigeuner“, die ihm da von einem Flüchtlingskommissar vor die Tür gesetzt worden waren. Der Oberhöchstädter Bürgermeister hatte zwei Zimmer in Dollingers Haus beschlagnahmen müssen - entsprechend angespannt war die Stimmung. Und vermutlich sah mein Großvater, der damals 45 Jahre alt war, auch nicht so aus, als ob er auf dem Bauernhof eine große Hilfe sein könnte. Man hatte ihn 1944 mit einem Magendurchbruch ins Lazarett nach Marienbad gebracht und dort operiert. Danach hatte er nur noch einen Viertel Magen. Er wog 51 Kilogramm - bei einer Körpergröße von 1,85 Meter.

Schließlich hatte die Familie des alten Dollinger ein Einsehen. Mein Vater, seine drei jüngeren Geschwister und meine Großmutter schliefen fortan in dem einen beschlagnahmten Zimmer, der magenranke Großvater in dem anderen. Das WC lag

außerhalb auf dem Hof. Anfangs lebten meine Großeltern und ihre Kinder – außer von Lebensmittelzuteilungen auf Karten - von dem, was ihnen die Bauern zusteckten: ein paar Kartoffeln, eine Kanne Milch, Brot oder Ähren (aus denen man Kaffee-Ersatz - den berühmten Kathreiner - herstellen konnte). Zum Teil lebten sie aber auch von dem, was sie nachts auf den Äckern stehlen konnten. Der ständige Hunger trieb sie dazu. Um vier Uhr morgens fuhr mein Vater dann mit dem Zug nach Nürnberg, wo er eine Lehre als Elektriker begonnen hatte, sein jüngerer Bruder Siegfried ging in die Volksschule in Oberhöchstädt, wo 1 Lehrer 108 Kinder unterrichtete.

Die Arbeitsbeschaffung auf dem Land war ein großes Problem. Viele Vertriebene mussten sich mit Hilfsarbeiten durchschlagen, auch mit Heimarbeit und anderen schlechtbezahlten Beschäftigungen. Im Vergleich zu ihrem Berufsleben vor dem Krieg hatten die meisten Vertriebenen einen sozialen Abstieg hinnehmen müssen.

Mein Großvater erhielt damals als Schwerkriegsbeschädigter (90 Prozent) eine Rente, die Großmutter bezog Unterhaltshilfe. Damit kam die siebenköpfige Familie - die älteste Tochter war inzwischen aus der Kriegsgefangenschaft in Cuxhaven zurückgekehrt - mehr schlecht als recht über die Runden. Erst als die Einheimischen sahen, dass die Vertriebenen auch zupacken konnten, besserte sich das Verhältnis und die Flüchtlinge wurden mehr und mehr akzeptiert. 1948 konnte die Familie meines Großvaters in das neue Gemeindemietshaus In der Höll umziehen, wo ihnen drei Zimmer (und ein Außenabot) zur Verfügung standen. Als mein Vater 1951 (mit 21!) heiratete, zog er nach Dachsbach, wo sein Arbeitgeber, das Fränkische Überlandwerk, dem jungen Paar in der Hinteren Gasse zwei Zimmer vermietete.

Schon während des Krieges hatte Dachsbach Flüchtlinge aufgenommen, meist Ausgebombte, deren Wohnungen nach Fliegerangriffen in Schutt und Asche lagen. Oft handelte es sich dabei um Verwandte oder Bekannte aus Nürnberg und Würzburg. Nach 1945 kamen die „fremden“ Vertriebenen aus dem Osten dazu, darunter die Familien Schäffer, Kische, Wilhelm, Naujoks, Schuller, Hofmann, Frick, Runge und Mikisch. Die Vertriebenen zogen nicht selten in jene Zimmer und Wohnungen, die die Ausgebombten nach dem Krieg wieder geräumt hatten. Der Dachsbacher Helmut Adelhardt hat säuberlich dokumentiert, wer bei wem damals untergekommen ist. Erfreulicherweise gab es viele, die - wie die Adelhardts - in der Not ohne Ansehen der Person geholfen haben. Es gab aber auch einige, die sich der „Beschlagnahmung von Wohnraum“ mit allen Mitteln widersetzen.

Angesichts der Mangelwirtschaft, des knappen Wohnraums und der hohen Arbeitslosigkeit war die Integrationsleistung in Bayern - alles in allem genommen - überwältigend. Man muss sich die Zahlen dazu vergegenwärtigen: Der Anteil der Vertriebenen an der Gesamtbevölkerung Bayerns machte 1949 ein gutes Fünftel aus, in manchen Gegenden waren es sogar 30 oder 35 Prozent. Überall mussten die Menschen enger zusammenrücken und das wenige, das sie noch hatten, teilen. Der Historiker Andreas Kossert hat in seiner „Geschichte der deutschen Vertriebenen nach 1945“ (Buchtitel: „Kalte Heimat“) eindrücklich geschildert, welche Belastungen beide Seiten zu ertragen hatten und wie schwierig es war, die Lasten einigermaßen gerecht zu verteilen. Im Mai 1949 waren noch immer 40 Prozent aller landwirtschaftlichen Betriebe Bayerns, rund 200.000 Höfe, mit 852.000 Vertriebenen belegt.

### ***Lastenausgleich: Der Papierkrieg nach dem Krieg***

Es dauerte zehn, 15 Jahre, bis sich die „Ausgesiedelten“ aus ihrer Notsituation herausgearbeitet hatten. Durch viel Eigeninitiative, aber auch durch die permanente Korrespondenz mit staatlichen Behörden. Denn zur Integration der Flüchtlinge gehörte ein überaus langwieriger Prozess, den wir Nachgeborenen nur unter dem Sammelbegriff „Lastenausgleich“ kennen.

Der Lastenausgleich war in der Theorie eine Meisterleistung der Nachkriegspolitik, in der Praxis aber ein endloser Papierkrieg nach dem Krieg. Im Nachlass meiner Tante Gertrud Erdlen (der Schwester meiner Mutter) haben sich viele Unterlagen gefunden, die beredtes Zeugnis ablegen vom mühsamen Kampf um die Anerkennung des Vertreibungsgeschehens. Akribisch mussten meine Urgroßeltern materielle Verluste und erbrachte Versicherungs-Leistungen nachweisen, um zumindest etwas Starthilfe - wenn schon keine echte Kompensation - zu erlangen. Zwar hatten alle Deutschen den Krieg verloren, aber jene 14 Millionen, die aus dem Osten kamen, hatten darüber hinaus die Heimat und ihr ganzes Hab und Gut verloren.

Im März 1949 schickten meine Urgroßeltern ein „Verzeichnis der in der CSR zurückgelassenen Vermögenswerte“ an die Landeszentralbank in Erlangen, die als vorläufige Schadenfeststellungsbehörde fungierte. Mit diesem Schriftstück, das sich in zahllosen Abschriften in Sütterlin erhalten hat, erklärten sie an Eides statt, dass sie am 26. Februar 1946 in Haus Nr. 226 in Kriegern folgende Vermögenswerte zurückgelassen hatten:

a) Wohnungseinrichtung am Tage der Ausweisung bestehend aus 1 Küche, 1 Schlafzimmer und Wohnzimmer mit sämtlicher Einrichtung für 3 Personen, 2 Herde, 2 Zimmeröfen, Möbeln und 3 Betten Federn	Reichsmark 5.400
Geschirr und Hausgeräte	Reichsmark 1.300
Wäsche, Kleider, Schuhe	Reichsmark 1.600
b) Landwirtschaft mit Ackerland 2,06 Hektar, Hof 0,04 Hektar, Weide 0,05 Hektar, zusammen 2, 15 Hektar	Reichsmark 6.500
c) Garten mit Obstbäumen und Umzäunung	Reichsmark 1.700
Haus und Stall	Reichsmark 18.000
Landwirtschaftliche Geräte, zwei Wagen komplett neu	Reichsmark 3.200
1 Kuh, 1 Ziege, 4 Hühner	Reichsmark 1.240
d) Für 1945 Hopfen in der Städtischen Kasse den Betrag von	Reichsmark 530
Für 1945 Rüben in der Städtischen Kasse den Betrag von	Reichsmark 160

e) 3 Sparbücher abgegeben (beigefügt Kontonummern)	Reichsmark 2.257,57
1 Rundfunkgerät	Reichsmark 180
In bar am 8.3.46 im Jechnitzer Lager abgegeben	<u>Reichsmark 480</u>

Daraus errechnete sich ein Gesamtverlust im Wert von 42.547,57 Reichsmark. Welchen „Ausgleich“ würden sie im Westen dafür bekommen?

Die Korrespondenz meiner Urgroßeltern mit Versicherungsanstalten, Landratsämtern und Banken erstreckt sich über 14 Jahre - von 1946 bis 1959. Sie mussten dutzende Anträge stellen und zig Formulare ausfüllen: Anträge auf Weiterzahlung der Invalidenrenten, Anträge auf Gewährung von Soforthilfe, Anträge auf Hausratshilfe, Anträge auf Entschädigung im Währungsausgleich für Sparguthaben Vertriebener, Anträge auf „Feststellung eines Schadens nach dem Gesetz über die Feststellung von Vertreibungsschäden und Kriegssachschäden“ usw. Die Ämter hatten ihrerseits wieder zahlreiche Rückfragen, verlangten Nachweise, erließen Teilbescheide, bewilligten Ausgleichsgutschriften oder berechneten Abschläge nach komplizierten Formeln. Mein Urgroßvater starb darüber Ende 1955. Und meine fast 90-jährige Urgroßmutter wurde noch im April 1959 vom Staatlichen Versicherungsamt in Erlangen zu einer eidesstattlichen Vernehmung einbestellt, weil der Behörde die Nachweise des tschechischen Versicherungsträgers über Versicherungszeiten vor 1939 nicht vorlagen. Damals war meine Urgroßmutter bereits seit drei Jahren bettlägerig.

Im Juni 1958 hatte man ihr endlich mitgeteilt, dass ein Teil der Hauptentschädigung von 5000 Mark wegen ihres hohen Alters sofort ausbezahlt werden soll. Zwar hatte meine Urgroßmutter nicht mehr viel davon, aber die Entschädigung half der nächsten Generation aus dem Größten heraus. Mit dem Start-Geld aus dem Lastenausgleich konnten meine Großeltern in Dachsbach, in der neuen Siedlung hinter dem Bahndamm, ein Grundstück kaufen und in Eigenleistung und mit viel Nachbarschaftshilfe ein Haus bauen. Im September 1959 zogen sie dort ein, die Adresse lautete: Lorber, Nr.102b.

Dieses Haus ermöglichte auch erstmals eine Familienzusammenführung, denn nun konnten meine Großeltern aus Gerhardshofen, meine Urgroßmutter und meine Tante Berta aus Bubenreuth wieder unter einem gemeinsamen Dach wohnen. Ich verbrachte dort meine Sommerferien. Erst zu diesem Zeitpunkt war die Vertreibung meiner Familie wirklich zu Ende.

### ***Die schöne Zeit auf den Tanzböden***

Meine Eltern (Hans und Elisabeth Michal) haben - wie schon gesagt - nie über das Erlittene gesprochen. Meine Mutter fuhr zwar regelmäßig zu den Pflingstreffen der Heimatvertriebenen, aber mein Vater mied alle Erinnerungs-Folklore. Er weigerte sich zurückzuschauen. Er wollte auch nie in die alte Heimat zurück.

Für meine Eltern war die Zeit in Dachsbach, Oberhöchstädt und Gerhardshofen viel wichtiger. Davon erzählten sie gern. Von der Armut der Nachkriegsjahre und vom menschlichen Zusammenhalt. Die gegenseitige Hilfe sei viel größer gewesen zu der Zeit, als alle nichts hatten. Sie schwärmten von den Jahren zwischen 1946 und 1951. Mein Vater machte viel Musik, unter anderem auf dem Schifferklavier, das er während der Vertreibung gerettet hatte. Man traf sich am Wochenende beim Dorftanz in den Scheunen der Umgebung und machte die Nächte durch. Für die Aufarbeitung der Vergangenheit war keine Zeit. Und dann kamen ja auch schon die Kinder und das Wirtschaftswunder.

21600 Zeichen